

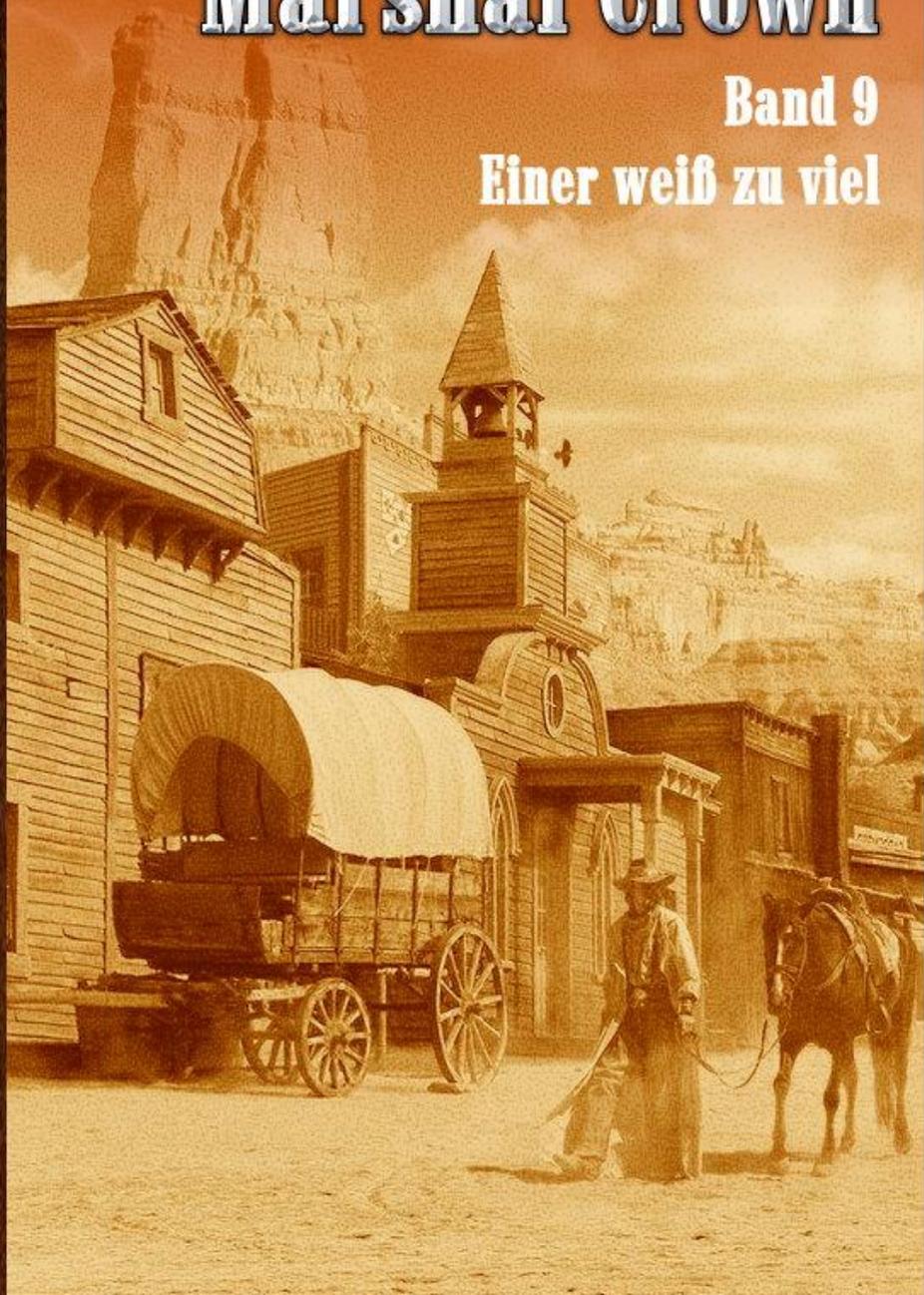


C. C. Slaterman

# Marshal Crown

Band 9

Einer weiß zu viel



WESTERNSERIE





C. C. Slaterman

**Marshal Crown**

Einer weiß zu viel

Western

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2015 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Marshal Crown - Einer weiß zu viel

Die Glocke im Turm der weiß getünchten Kirche von Buffalo Springs schlug zur sechsten Morgenstunde, als sich von Osten her ein Reiter näherte.

Frühnebel hing in milchigen Schleiern zwischen den Häusern und die Luft war noch feucht und klamm. Außer einem glatzköpfigen Salooner, der mit einem Reisigbesen die Reste einer wilden Nacht aus seinem Etablissement fegte, und dem Hämmern, das aus der Schmiede herüber klang, war weder eine Menschenseele zu sehen noch zu hören.

Die kleine Stadt lag wie ausgestorben vor dem Reiter.

Trotzdem drehte er sich immer wieder im Sattel um, als schien er zu befürchten, verfolgt zu werden. In der Mitte der Mainstreet, die den Ort fast kerzengerade von Osten nach Westen hin durchlief, stieg der Reiter aus dem Sattel und führte sein Pferd in eine Gasse zwischen zwei Holzhäusern. Dort lockerte er seinen Colt im Halfter und blieb abwartend hinter einer Regentonne stehen.

Keine fünf Minuten später kam erneut Hufschlag auf.

Ein zweiter Reiter tauchte in den östlichen Hügeln auf und schwenkte ebenfalls auf den Overlandtrail ein, der direkt nach Buffalo Springs führte.

Kurz vor dem Ortseingang zügelte er sein Pferd und ließ seinen Blick über die Mainstreet gleiten. Dann nahm er die Sicherungsschlaufe vom Hammer seines Six Shooters und ritt im Schritt weiter, bis er den glatzköpfigen Salooner erreicht hatte.

Inzwischen lösten sich die Nebelschwaden nach und nach auf.

»Morgen«, grüßte er knapp.

Der Wirt blickte auf und zuckte zusammen.

Der Reiter sah aus, als hätte ihn die Hölle ausgespuckt. Seine Haut war von der sengenden Texassonne fast schwarz gebrannt, sein Bart war struppig und das dunkle Haar hing ihm schweißverklebt bis in die Stirn.

Die Kleider waren staubbedeckt und zerschlissen, die Absätze seiner Stiefel abgelaufen und das Leder brüchig. Das einzig Gepflegte an ihm war sein Revolver und das Waffenholster, die im Morgenlicht um die Wette zu glänzen schienen.

»Tut mir leid, Mister ...«, sagte der Salooner unsicher, während er mit beiden Händen seinen Reisigbesen umklammerte. »Aber ich darf Ihnen noch nichts ausschenken. Anordnung vom Marshal, Alkohol gibt es erst ab zehn Uhr.«

»Ich will auch nichts trinken«, erklärte der bärtige Fremde. »Ich will nur eine Auskunft. Ich bin auf der Suche nach einem Freund von mir. Er müsste vor Kurzem hier vorbeigekommen sein. Hat ungefähr meine Größe und auch schwarze Haare.«

»Diese Beschreibung trifft auf die meisten Männer in der Stadt zu«, erwiderte der Angesprochene. Er schien sichtlich erleichtert darüber zu sein, dass das Interesse des Fremden nicht ihm galt. »Trotzdem habe ich heute noch niemanden gesehen, auf den sie passen würde. Aber das ist auch kein Wunder, es ist ja noch ziemlich früh. Versuchen Sie es doch mal vorne in der Schmiede, es ist der einzige Laden, der um diese Zeit schon geöffnet hat.«

»Danke!«

Der Fremde, der angeblich auf der Suche nach einem Freund war, tippte mit dem Zeigefinger der Rechten an die

Stirn und zog sein Pferd herum.

Der Salooner sah ihm einen Moment lang nachdenklich hinterher und verschwand dann kopfschüttelnd im Haus.

Bis zur Schmiede waren es ungefähr einhundert Yards.

Der Fremde hatte etwa die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht, als er unvermittelt im Sattel zusammenzuckte. Er hatte aus den Augenwinkeln heraus das Pferd in der Gasse zwischen den Häusern bemerkt. Als er den Kopf hob, sah er den Reiter hinter einem Regenfass kauern.

»Hallo Ben.«

»Hallo Jack«, erwiderte der andere. »Komm ruhig näher.«

Jack Miller zügelte sein Pferd und legte die Hand auf den Colt. Dann ritt er langsam auf den Mann zu, dem er so viele Meilen gefolgt war. Dabei grinste er hinterhältig.

»Habe ich dich doch erwischt?«

»So könnte man es auch nennen«, sagte Ben, während er sich suchend umblickte. »Wo sind die anderen?«

Miller lachte meckernd. »Wo wohl? Diese Dummköpfe sind alle auf deinen Trick hereingefallen und jetzt in Richtung Grenze unterwegs. Nur der alte Jack nicht, den legt keiner so schnell aufs Kreuz, vor allem nicht, wenn es um zweitausend Dollar geht!«

»Wow!«, stieß Ben Wentfort erstaunt hervor. »Ich hätte nicht gedacht, dass ich Baxter soviel wert bin.«

»Das bist du auch nicht«, erklärte ihm Jack. »Aber die Papiere, die du ihm aus seinem Schreibtisch gestohlen hast. Er wird Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um dich zu erwischen. Und glaub mir, du wirst ihm nicht entkommen, dazu besitzt er zu viel Geld und Einfluss. Aber ich hätte da eine Idee.«

»So?«, erwiderte Ben und blickte sein Gegenüber erwartungsvoll an.

tungsvoll an.

»Natürlich, oder warum, denkst du, habe ich die anderen in die falsche Richtung reiten lassen? Also, wie sieht es aus, könnten wir ins Geschäft kommen?«

»Wenn du mich überzeugen kannst, warum nicht?«

»Kein Problem, allerdings wäre es einfacher, wenn wir uns dabei gegenüberstehen würden. Ich möchte die Sache nicht unbedingt durch die halbe Stadt brüllen.«

»Einverstanden«, nickte Ben. »Aber lass deine Hände vom Colt.«

Miller nickte und glitt aus dem Sattel. Vorsichtig näherte er sich dem Eingang der Gasse.

»Das genügt«, sagte Ben, als sein Gegenüber keine fünf Yards mehr von ihm entfernt war.

»Also, was ist das für ein Geschäft?«

»Wir machen gemeinsame Sache und verkaufen Baxter die Papiere für – sagen wir mal – zehntausend«, schlug Miller vor.

»Das wären dann fünftausend für jeden für uns. Baxter weiß, dass wir ihm zusammen mehr Schwierigkeiten machen können, als er verkraften kann. Da er sich derzeit kein Aufsehen leisten kann, wird er sicherlich schnell einlenken. Überleg mal, fünftausend Piepen für jeden von uns, damit könnten wir in Mexiko Jahre die Puppen tanzen lassen, bis wir alt und grau sind. Also wenn das kein Vorschlag ist, weiß ich auch nicht.«

Ben bleckte die Zähne.

»Du hast recht, aber leider kommst du damit etwas zu spät.«

»Wieso?«, schnappte Miller ärgerlich.

»Weil ich die Papiere nicht mehr habe«, erklärte Ben.

»Wo sind sie dann?«

»Das kann ich dir leider nicht sagen.«

Miller verzog sein Gesicht zu einem abfälligen Grinsen.

»Dann tut es mir leid für dich. Schätze, ich werde mich wohl oder übel mit den zweitausend begnügen müssen, die Baxter für dich zahlt. Ihm ist es übrigens egal, ob ich dich tot oder lebendig heranschaffe. Hauptsache, ich ziehe dich aus dem Verkehr, du weißt nämlich viel zu viel.«

Ben Wentfort lächelte belustigt. »Man sollte das Fell eines Bären erst verteilen, wenn man ihn erlegt hat.«

Miller lachte heiser und zog seinen Colt.

Zwei Schüsse peitschten gleichzeitig.

Die Detonationen wurden in der dunklen Gasse als Echo vielfach verstärkt zurückgeworfen.

Jack Miller wurde vom Aufprall der Kugel nach hinten gestoßen, strauchelte und krachte hart zu Boden.

»Du Idiot«, sagte Ben und beugte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht über den Toten. »Das hättest du auch einfacher haben können.«

Hastig durchwühlte er Millers Kleidung. Dann taumelte er zu seinem Pferd und schwang sich stöhnend in den Sattel.

\*\*\*

»Ich glaube, jetzt platz ich gleich«, sagte Smoky Bennett kauend. Dabei lehnte er sich schnaufend in seinem Stuhl zurück und klopfte sich mit beiden Händen auf das karierte Baumwollhemd, das sich in bedenklicher Weise über seinem Bauch spannte.

»Das befürchte ich schon lange«, sagte Jim Crown und

deutete mit den Zinken seiner Gabel auf die Magenpartie des Deputys.

»Ich möchte bloß wissen, wo du das immer alles hinpackst. Du frisst Linda jeden Sonntag schier die Haare vom Kopf und wirst nicht dicker, während ich ihren Kochtopf nur ansehen muss, um zuzunehmen. Irgendwie finde ich das nicht okay.«

»Vielleicht liegt es daran, dass ich nur sonntags in den Genuss von Lindas Kochkünsten komme, während du dich jeden Tag von morgens bis abends von ihr verwöhnen lässt.«

»Blödsinn, bis ich unter der Woche meine letzte Runde gedreht habe, ist es weit nach Mitternacht. Da schläft sie schon längst, und vormittags unterrichtet sie in der Schule. Jetzt rechne dir aus, wie viel Zeit noch übrig bleibt, dann weißt du, dass auch ich nur selten in ihrer Küche zu Gast bin.«

Linda Wentfort, ihres Zeichens Lehrerin von Rath City, ließ ihren Blick schmunzelnd über die Taille ihres Verlobten schweifen, grinste und wollte gerade zu einer treffenden Bemerkung ansetzen, als vor dem Eingang ihres kleinen Häuschens plötzlich Schritte laut wurden.

Sekunden später klopfte es.

»Moment«, sagte Linda zur Tür hin und starrte dann fragend auf Jim. »Wer klopft denn sonntags an meine Tür, noch dazu um die Mittagszeit?«

Crown zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung, aber wenn es für mich sein sollte, dann sag der betreffenden Person, dass ich im Moment keine Zeit habe. Ich melde mich dann später.«

»Vor oder nach deinem Verdauungsschläfchen?«, erwi-

derte Linda schelmisch und schob ihren Stuhl zurück, während Smoky Mühe hatte, nicht laut loszuprusten.

Crown riss überrascht die Augen auf, aber bevor er seiner Verlobten eine passende Antwort geben konnte, war diese bereits an der Tür.

Als sie fünf Minuten später wieder ins Wohnzimmer kam, wollte Crown gerade zu einem Seitenhieb ansetzen, als er an ihrem Gesichtsausdruck erkannte, dass etwas geschehen sein musste. Lindas Miene wirkte plötzlich wie versteinert und auf ihren Augen lag ein feuchter Schimmer.

»Was ist passiert?«

»Das war Church!«

Jim und sein Deputy nickten beinahe gleichzeitig.

Es war nicht ungewöhnlich, dass William Church auch an einem Sonntag Briefe verteilte.

Der Leiter des Post- und Telegrafentoffices von Rath City war in dieser Eigenschaft inzwischen so etwas wie eine Institution. Obwohl der weißhaarige Church bereits weit in den Sechzigern war und damit älter als das Gründungsjahr der Stadt, verwaltete er das Büro noch immer zuverlässig und erledigte den Job so gut, dass die Postgesellschaft bisher keinen Grund sah, ihn durch einen Jüngeren zu ersetzen.

»Und weiter?«, drängte Crown.

»Der alte William wird wohl kaum der Grund für deine Tränen gewesen sein.«

Linda nickte und zog schniefend die Nase hoch. »Er hat mir einen Brief übergeben, der heute mit der Morgenkutsche angekommen ist.«

»Lass mich raten, schlechte Nachrichten?«

Linda nickte erneut.

Als sie ihm antwortete, zitterten ihre vollen Lippen ein wenig und ein paar Tränen rannen über ihre Wangen.

»Der Brief ist vom Marshal aus Buffalo Springs. Er schreibt mir, dass man in seiner Stadt wahrscheinlich meinen Bruder Ben erschossen hat.«

»Und weiter?«, wollte Jim wissen.

»Nichts weiter«, sagte Linda. »Der Marshal hat nur geschrieben, dass ein Mann erschossen wurde. Man nimmt allerdings aufgrund der bei ihm gefundenen Papiere an, dass es mein Bruder ist. Dazu würden auch die Beschreibung und die goldene Uhr, die man bei ihm gefunden hat, passen.«

»Und?«

»Ich soll nach Buffalo Springs kommen, falls es sich bei dem Toten tatsächlich um Ben handelt.«

»Du hattest einen Bruder?«, mischte sich Smoky in die Unterhaltung ein. »Davon wusste ich ja gar nichts.«

»Das ist vielleicht auch besser so«, sagte Linda. »Man soll zwar nicht schlecht über seine Familie reden, aber wenn ich ehrlich bin, besonders stolz war ich auf meinen Bruder noch nie.«

»Oha, was ist passiert?«

»Ben war schon immer das schwarze Schaf in unserer Familie. Anstatt etwas Anständiges zu lernen, zog er es vor, den Tag mit Kartenspielen, Pferden und zweifelhaften Bekanntschaften zu verbringen. Dabei war er nicht dumm, im Gegenteil, die besten Schulen des Ostens standen ihm offen. Pa hätte es gerne gesehen, wenn auch er eine Anwaltskarriere angestrebt hätte. Aber es hat nicht sollen sein, dazu führte Ben ein viel zu lasterhaftes Leben.«

»Apropos Leben«, sagte Crown. »Wann hast du ihn das

letzte Mal gesehen?«

»Lass mich überlegen.« Linda runzelte nachdenklich die Stirn. »Hm, das muss jetzt auch schon über drei Jahre her sein. Ich glaube, es war auf der Beerdigung unseres Vaters. Wenn ich mich recht entsinne, hat er damals sein Erbteil abgeholt und ist dann am anderen Morgen grußlos wieder verschwunden.«

»Was willst du jetzt tun?«

»Ich fahre nach Buffalo Springs, gleich heute noch mit der Abendkutsche«, sagte Linda. »Ben war trotz allem mein Bruder.«

»Soll ich dich begleiten?«, fragte Jim seine Verlobte.

»Nicht nötig. Ich komme schon alleine zurecht.«

\*\*\*

Die Sonne hatte ihren höchsten Stand erreicht, als die Concordkutsche auf den ausgefahrenen Overlandtrail einschwenkte, der direkt nach Buffalo Springs führte.

Als die ersten Häuser der kleinen Stadt in Sicht kamen, stemmte sich der Kutscher gegen das Holz seines Wagenbocks und legte sich in die Gespannzügel. Die Bremsklötze an den Rädern knirschten und die Pferde verfielen daraufhin in den Schritt.

Eine Viertelstunde später rollte die Stagecoach mit rumpelnden Rädern in den Ort und blieb schließlich in einer Wolke aus Staub und Sand vor dem Büro der Butterfield-Overland-Line stehen. Während der Kutscher den Wagenschlag aufriss, trat ein Mann über die Schwelle der Postkutschenstation und starrte neugierig auf den einzigen Fahrgast, der in diesem Moment aus dem Wagen stieg.

»Miss Wentfort?«

Der Mann, der diese Frage stellte, war groß und breit-schultrig und hatte ein offenes und ehrliches Gesicht.

Linda Wentfort nickte beiläufig, während sie sich mit beiden Händen glättend über den Stoff ihres Reisekleides strich.

»Ich bin Marshal Nolan«, sagte der Mann.

Das hatte sich Linda beinahe gedacht. Der Stern an seinem Hemd war nicht zu übersehen, auch wenn das Abzeichen recht primitiv aus dem Deckel einer Blechdose gestanzt war.

»Ich habe Ihr Telegramm erhalten. Wenn Sie von der Reise nicht zu müde sind, könnten wir gleich in mein Büro gehen und die Sache erledigen.«

»In Ordnung«, sagte Linda.

Inzwischen hatte der Kutscher das Gepäck der Lehrerin vom Dach der Stagecoach heruntergeholt. Stirnrunzelnd betrachtete der Marshal den großen Koffer.

»Wie lange gedachten Sie, in Buffalo Springs zu bleiben?«

»Höchstens eine Nacht«, sagte Linda. »Ich hoffe, bis dahin sind alle Formalitäten erledigt.«

»Eine Nacht nur?«, sagte Nolan mehr zu sich selbst und schüttelte verwundert mit dem Kopf.

Der eingefleischte Junggeselle legte seine Stirn in Falten, als er sich ausrechnete, wie viel Gepäckstücke es wohl gewesen wären, wenn die Lady eine Woche lang geblieben wäre.

Allein der Gedanke daran trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Deshalb war er sichtlich erleichtert, als einer der Stallburschen der Postkutschenstation vor ihnen auftauchte und er damit seine Unsicherheit gegenüber dem weiblichen Ge-

schlecht überspielen konnte.

Mit befehlsgewohnter Stimme trug Nolan dem Mann auf, Lindas Gepäck in Ma Shannons Pension zu bringen.

Dann verließ er zusammen mit ihr die Station.

Die beiden überquerten die Straße und gingen die Mainstreet hinunter zu Nolans Büro.

»Sie haben mir geschrieben, dass man in Ihrer Stadt einen Mann erschossen hat, der den Ausweispapieren nach Wentfort hieß. Der Name ist nicht gerade selten, wie kommen Sie daher ausgerechnet auf mich?«

»Ihr Verlobter, der Town Marshal von Rath City, ist in diesem Land ein ziemlich bekannter Mann. Als ich aus den Papieren, die der Tote bei sich trug, herausgelesen habe, dass er eine Schwester hat, habe ich sofort an Sie gedacht.«

»Verstehe, und was wissen Sie sonst noch über den Toten?«

Jack Nolan zuckte entschuldigend mit den Schultern.

»Leider nicht besonders viel. Wir haben zwar nach der Schießerei sofort ein Aufgebot zusammengestellt, aber nach ein paar Meilen verloren sich alle Spuren. Der Mörder ist anscheinend mit allen Wassern gewaschen.«

»Das glaube ich Ihnen gerne«, sagte Linda verständnisvoll. »Wer erst einmal einen Menschen erschossen hat, kennt keinen Skrupel mehr.«

Der Marshal blieb stehen. Niedergeschlagenheit zeichnete sich auf seinem Gesicht ab.

»Ich will Ihnen nichts vormachen, aber ich glaube, dass uns nur noch der liebe Gott helfen kann, um den Mörder Ihres Bruders ausfindig zu machen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Außer den Aussagen einiger Zeugen, die gesehen haben

wollen, wie der Mörder die Taschen seines Opfers durchwühlt hat, habe ich so gut wie gar nichts in der Hand. Weder eine genaue Beschreibung des Täters noch ein Motiv.«

Linda horchte auf.

»Dann war es also kein Raubmord, wie Sie mir geschrieben haben?«

»Im Nachhinein betrachtet eigentlich nicht. Der Tote hatte eine goldene Uhr in der Tasche und eine Brieftasche mit dreißig Dollar, als wir ihn fanden.«

Nachdenklich senkte Linda den Kopf.

Den Rest des Weges legte sie schweigend zurück.

Drei Minuten später hatten sie das Büro von Jack Nolan erreicht. Das Marshal Office war ein lang gestreckter Ado-belehmbau, dessen Fenster mit Eisengittern und dicken Holzläden versehen waren.

Das Büro selber war ziemlich spartanisch eingerichtet. Das gesamte Mobiliar bestand lediglich aus einem schmalen Schreibtisch, dessen zerschrammte Platte mit Formularen und Steckbriefen geradezu überladen war, drei einfachen Lehnstühlen aus Holz, einem Waffenschrank und einem bauchigen Kanonenofen, der in der Mitte des Raumes stand.

Irgendwie sehen sich diese Büros alle ähnlich, dachte Linda, als sie über die Schwelle trat.

Der Anblick erinnerte sie unwillkürlich an das Office ihres Verlobten.

Alles in dem Raum kam ihr bekannt vor, an der Wand standen die gleichen Gewehrstände, das Mobiliar war dasselbe und auch die ausgehängten Steckbriefe ähnelten sich in verblüffender Weise.

Dankend nahm sie auf einem der Lehnstühle Platz, den

ihr Nolan angeboten hatte.

Dieser hatte sich unterdessen hinter seinen Schreibtisch gesetzt und wühlte in einer der Schubladen. Schließlich legte er nacheinander eine goldene Uhr, eine lederne Brieftasche und ein Bündel Dollarscheine auf den Tisch.

»Das ist alles, was er bei sich hatte. Pferd, Sattel und Waffen habe ich im Namen der Stadt verkauft, um damit das Arzthonorar und die Begräbniskosten zu begleichen. Was übrig geblieben ist, liegt zusammen mit dem Geld aus der Brieftasche vor Ihnen. Wenn Sie wollen, lege ich Ihnen hierzu gerne alle Rechnungen und Quittungen vor. Das mit dem Verkauf der Sachen tut mir übrigens leid, aber Buffalo Springs ist nun mal eine kleine Stadt und das Gemeindegeld nicht gerade üppig. Ich bekomme ja nicht einmal einen Deputy gestellt.«

Linda zuckte mit den Schultern. »Ich denke, das geht in Ordnung. Außerdem hätte ich mit den Sachen ohnehin nicht allzu viel anfangen können.«

Seufzend betrachtete Linda die goldene Uhr.

»Die hat ihm unser Vater zu seinem zwanzigsten Geburtstag geschenkt.«

Achselzuckend übergibt Nolan Lindas Erinnerung und schob ihr stattdessen ein Schriftstück zu.

»Damit ist wohl alles klar«, sagte er beiläufig. »Da es sich bei dem Toten tatsächlich um Ihren Bruder zu handeln scheint, ist die Sache hiermit erledigt. Ich müsste Sie lediglich bitten, noch hier zu unterschreiben.«

Die Lehrerin überflog kurz den Inhalt des Papiers, dann unterschrieb sie mit der kratzigen Feder, die ihr Nolan gereicht hatte. Mit ihrer Unterschrift waren alle Formalitäten erledigt.

»Wo befindet sich mein Bruder jetzt?«, erkundigte sich Linda danach.

»Wir haben ihn wie gesagt auf unserem Friedhof begraben«, sagte der Marshal. »Wir wussten ja nicht, ob wir irgendwelche Angehörige ausfindig machen würden.«

Linda stand auf. »Danke für ihre Bemühungen, wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich jetzt gerne meinem Bruder die letzte Ehre erweisen, bevor ich auf mein Zimmer gehe.«

Der Marshal erhob sich ebenfalls. »Der Friedhof liegt westlich von hier. Aber zu Fuß ist es viel zu weit.«

»Laufen soll gesund sein«

Nolan verzog das Gesicht. »Aber nicht, wenn man es übertreibt. Hören Sie auf meinen Rat und gehen Sie lieber zur Schmiede und leihen sich ein Pferd oder einen Einspanner.«

Linda nickte.

Wenig später verließ sie den Ort auf dem Kutschbock eines zweirädrigen Whitechapel Buggys mit einem Buckskin als Gespannpferd, den der Schmied als lammfromm bezeichnet hatte.

Sie hatte dabei ihr dunkles Reisekleid gegen eine derbe Stoffhose und ein kariertes Baumwollhemd eingetauscht, ohne zu ahnen, dass sie gerade dieser Aufzug, in dem sie wie ein junger Bursche wirkte, nur kurze Zeit später in Lebensgefahr bringen würde.

\*\*\*

Linda Wentfort hielt den Wagen vor dem weiß gestrichenen Friedhofszaun an, kletterte vom Bock und schlang die

Zügel des Braunen um einen Baum.

Dann blickte sie sich suchend um.

Der Boot Hill von Buffalo Springs war größer, als sie gedacht hatte. Nachdenklich betrat sie den Friedhof durch das hölzerne Eingangsportal. Ein schmaler Weg führte zwischen den Gräbern hindurch, Bäume standen an seinem Rand und hier und da wucherte Buschwerk.

Linda musste nicht lange suchen, bis sie das Grab ihres Bruders fand.

Der frisch aufgeworfene Hügel war von Weitem deutlich sichtbar.

Tränen traten in ihre Augen, als sie vor dem Holzkreuz stand, das den Namen Ben Wentfort trug. Tiefe Trauer überfiel sie, als ihr bewusst wurde, wie jung ihr Bruder gestorben war. Instinktiv senkte sie den Kopf und faltete die Hände.

Für Sekunden wurde sie eins mit der gespenstischen Stille, die über dem Friedhof lag.

»Keine Bewegung!«, sagte plötzlich jemand hinter ihr.

Linda Wentfort zuckte zusammen, als hätte sie ihre Füße in einen Kübel Eiswasser getaucht.

»Jetzt dreh dich um, du verdammter Bursche, oder ich knall dich ab.«

Linda gehorchte zitternd und drehte sich um.

Der Mann, der sie mit dem Revolver bedrohte, machte ein überraschtes Gesicht.

»Was zum Teufel ...« Er schüttelte ärgerlich den Kopf.

»In diesen Hosen sehen Sie aus wie ein Kerl. Hölle, ich will gar nicht daran denken, dass ich beinahe eine Frau erschossen hätte. Was haben Sie hier zu suchen?«

»Mein Name ist Linda Wentfort«, erklärte die Lehrerin.

»Wentfort?« Der Unbekannte musterte sie argwöhnisch.

»Ja«, sagte Linda.

Der andere schien einen Moment lang zu überlegen, dann lachte er plötzlich heiser auf.

»Da hast du dir aber einen schlechten Zeitpunkt ausgesucht, um mich wiederzusehen, Schwesterherz!«

»Ben?«

Linda traute Ihren Augen nicht und trat instinktiv einen Schritt auf den Bewaffneten zu.

»Bist du das wirklich, Bruder?«

Ben Wentfort nickte. »Yeah, auch wenn ich jetzt vielleicht etwas anders aussehe als damals.«

Etwas ist gut, dachte Linda, du hast dich völlig verändert.

Aus einem schlaksigen Burschen mit schwarzen Haaren und dunklen Augen, in denen stetig der Schalk blitzte, war ein stattlicher Mann mit einem harten, kantigen Gesicht geworden, dessen eiskalter Blick sie frösteln ließ.

Und noch etwas fiel ihr auf.

Obwohl der Weg zum Grab fast ebenerdig war, schien Ben Mühe zu haben, gerade zu stehen. Als sie einen weiteren Schritt auf ihn zuing, erkannte sie, dass die Mundwinkel ihres Bruders schmerzvoll verzerrt waren und er sich offensichtlich nur noch mit Mühe auf den Beinen halten konnte.

»Was ist mit dir?«, fragte sie besorgt.

»Nichts«, stieß Ben mühsam zwischen seinen zusammengepressten Zähnen hervor. »Ich fühle mich im Moment nur nicht besonders. Ich habe ...«

Was er sonst noch sagen wollte, erfuhr Linda nicht mehr.

Ihr Bruder gab plötzlich ein leises Stöhnen von sich, ging in die Knie und sackte nach vorne gegen einen benachbar-

ten Grabstein.

Sofort war sie bei ihm.

»Du blutest ja!«, sagte sie schrill, als sie den dunklen Fleck auf seinem Hemd erkannte, der immer größer wurde.

»Das tut jeder, der sich eine Kugel eingefangen hat«, antwortete Ben zynisch.

»Du musst sofort zu einem Arzt. Die Kugel muss entfernt werden, sonst gibt es eine Blutvergiftung.«

»Darauf kommt es jetzt auch nicht mehr an. Mit mir ist es sowieso bald aus.«

»Red nicht so einen Blödsinn«, empörte sich Linda. »Du glaubst doch wohl nicht im Ernst, dass ich tatenlos zusehe, wie mein Bruder vor meinen Augen stirbt? Nicht nach all den Jahren, also komm jetzt und rei dich zusammen. Alleine bringe ich dich niemals zum Doc.«

Trotz seiner Schmerzen brachte Ben ein Lächeln zustande.

»Du hast dich nicht verändert. Du bist noch derselbe Wildfang wie damals. Willst du nicht wissen, was dein Bruder diesmal angestellt hat?«

»Das werde ich noch früh genug erfahren. Im Augenblick interessiert mich nur, wie ich dich zum Arzt bringen kann.«

»Ich erzähle es dir trotzdem. Ich will schließlich nicht, dass du später einmal schlecht von mir denkst.«

Linda seufzte, während sie ihrem Bruder wieder auf die Beine half.

»Also gut, aber fasse dich kurz. Du wirst deine Kraft nämlich dazu brauchen, um zu meinem Pferd zu kommen.«

»Keine Angst«, stöhnte Ben. »Das dürfte das kleinste Problem sein. Im Moment habe ich viel größere.«

»Und die wären?«

»In dem Grab liegt ein Mann namens Jack Miller. Er wollte mich umbringen und er ist nicht der Einzige.«

»Warum will man dich töten?«, wollte Linda wissen.

»Weil ich im Besitz gewisser Papiere bin, die einigen Leuten das Genick brechen könnten, wichtigen Leuten«

»Was sind das für Papiere?«

Ben Wentfort stöhnte unterdrückt.

Das kurze Stück vom Friedhof zurück zu Lindas Pferd strengte ihn doch mehr an, als er gedacht hatte.

»Listen von gestohlenen Armeegewehren, Quittungen über Schmiergelder und schriftliche Anweisungen. Es geht um Waffenschmuggel im großen Stil, bei dem sich diese Leute eine goldene Nase verdienen.«

»Wie kommst du an solche Unterlagen?«

»Ganz einfach, ich habe bis vor zwei Monaten noch für diese Leute gearbeitet.«

»Du hast was?«, fragte Linda entsetzt und blieb dabei so abrupt stehen, dass ihr Bruder einen Schmerzensschrei nicht mehr unterdrücken konnte.

Hektisch blickte sich Ben um. Aber sein Schrei blieb ungehört.

Der Friedhof lag einfach viel zu weit von der Stadt entfernt. Außerdem war heute nicht Sonntag und es lag auch kein Begräbnis an, kein Mensch würde also jetzt hierherkommen.

»Es ist nicht so, wie du denkst. Okay, ich habe in meinem Leben schon viel Mist gebaut, aber in den letzten Jahren habe ich mir, was das angeht, die Hörner ordentlich abgestoßen. Als mir Frank Baxter vor etwa sechs Monaten eine Stelle als zweiter Vormann auf seiner Ranch anbot, dachte ich, dass ich das Ende meines Regenbogens erreicht hatte,

bis mir klar wurde, womit Baxter sein Geld verdiente. Nicht durch Rinderzucht, sondern durch Waffenschmuggel. Die Lage seiner Ranch an der Grenze zu Mexiko war für diese Art von Geschäften geradezu ideal. Als ich dahinterkam, dass auch ranghohe Armeeoffiziere, Senatoren und Bankiers ihre Finger in dem Spiel hatten, wurde mir bewusst, dass ich verschwinden musste, bevor ich endgültig in die Gesetzlosigkeit abdriftete.«

»Ich verstehe, und als Faustpfand dafür, dass man dich in Ruhe lässt, hast du diese Dokumente gestohlen, mit denen du sie jederzeit hochgehen lassen kannst.«

»Verstehst du jetzt, warum alle Welt glauben soll, dass ich in diesem Grab liege? Ich kann nur in Frieden leben, solange sie glauben, dass ich hier begraben bin. Immerhin hat Baxter inzwischen zweitausend Dollar Kopfgeld auf mich ausgesetzt.«

Ben Wentfort konnte nur noch unter größter Anstrengung sprechen. Seine Stimme wurde immer schwächer und sein Gesicht war inzwischen erschreckend bleich und eingefallen.

Als sie Lindas Einspanner erreicht hatten, war Ben so schwach, dass er sich am Zügelwerk festhalten musste, um nicht umzufallen. Linda benötigte vier Versuche, um ihn endlich auf die Sitzbank des Buggys zu hieven. Als er dort endlich Platz genommen hatte, war die Lehrerin zum ersten Mal seit ihrer Beziehung für das Gewicht ihres Verlobten dankbar.

Dessen mehr als zweihundert Pfund Lebendgewicht waren eine gute Übung. Sie hätte ihren Bruder niemals in diese kleine Kutsche gebracht, wenn sie Jim nicht unter ähnlichen Umständen bereits mehrmals beigestanden hätte.

\*\*\*

»Da habt ihr mir ja ein schönes Ei ins Nest gelegt«, empfing Doc Murphy Linda, als sie in Begleitung ihres Verlobten an seine Haustüre klopfte.

Aus seiner Stimme klang ein deutlicher Vorwurf.

Marshal Crown legte seine Stirn in Falten und musterte den Arzt eingehend.

»Was soll das heißen, Doc?«

»Die Kugel steckt seit mindestens zwei Tagen in seinem Körper. Er wäre spätestens heute Mittag jämmerlich an einer Blutvergiftung eingegangen. Also warum zum Teufel seid ihr mit ihm erst jetzt zu mir gekommen?«

Ohne auf eine Antwort zu warten, ging der Arzt zu einer Waschschüssel und bürstete sich gründlich die Hände. Dann trocknete er sie sorgfältig ab. Sein Gesicht war ernst, nachdem er sich wieder umgedreht hatte.

»Ich habe es nicht so gerne, wenn mir meine Patienten unter den Händen wegsterben. Das ist weder für den Ruf meiner Praxis gut, noch für die Menschen, die ich behandle.«

»Es ging leider nicht schneller, Buffalo Springs liegt nun mal nicht um die Ecke. Linda ist die ganze Nacht durchgeritten, um ihren Bruder hierher zu bringen.«

Doc Murphy rollte seine Hemdsärmel herab, die er sich vor der Behandlung von Ben Wentfort hochgekrempeelt hatte.

»Buffalo Springs«, wiederholte er. »Meines Wissens nach gibt es dort auch einen Arzt. Warum seid ihr nicht zu ihm gegangen?«

»Er hätte die Behandlung der Schussverletzung dem She-

riff gemeldet und dadurch wären die Männer, die ihm diese Kugel verpasst haben, wieder auf seine Spur gekommen.«

»Das verstehe ich jetzt zwar nicht so ganz«, gab der Arzt zu. »Aber ihr wisst schon, dass ihr dabei sein Leben aufs Spiel gesetzt habt? Wenn dieser Bursche nicht so eine Bärennatur hätte, würde er bestimmt schon längst auf dem Stiefelhügel liegen.«

»Wann können wir wieder mit ihm reden?«, fragte Crown.

»Wenn es unbedingt sein muss, heute Nachmittag, obwohl es mir lieber wäre, wenn man ihn bis morgen früh in Ruhe lassen würde. Wenn er die Nacht ohne Komplikationen durchschlafen kann, ist schon viel gewonnen.«

Linda senkte den Blick.

»Ich denke, der Doc hat recht, wir sollten Ben die Ruhe gönnen. Außerdem glaube ich kaum, dass sich an der Situation bis morgen früh groß etwas ändern wird. Niemand weiß, dass mein Bruder hier ist. Die Männer, die ihm das angetan haben, denken noch immer, dass er in Buffalo Springs auf dem Friedhof liegt.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, pflichtete Jim seiner Verlobten bei.

Kurz darauf verließen die beiden die Praxis von Doc Murphy.

Linda machte sich auf den Weg zur Schule, der Unterricht begann in gut einer Stunde, während Jim sein Office ansteuerte, in dem sich inzwischen garantiert wieder so einiges an Arbeit angesammelt hatte.

Zu diesem Zeitpunkt ahnte keiner der beiden, dass sie die Ereignisse in Buffalo Springs längst eingeholt hatten.

Linda Wentfort war gerade dabei, die Tür zu ihrem Klassenzimmer hinter sich ins Schloss zu ziehen, als im selben Moment jemand an den Eingang zu Crowns Office klopfte.

Missmutig hob Jim den Kopf.

Linda war in der Schule und Smoky auf dem morgendlichen Rundgang durch die Stadt. Er erwartete niemanden und wollte sich durch die angehäuften Formulare und Schriftstücke arbeiten.

Deshalb klang das »Herein«, mit dem er den ungebetenen Besucher zum Eintreten aufforderte, auch dementsprechend ungehalten.

Vielleicht war das auch der Grund, weshalb die Tür nur einen Spalt geöffnet wurde. Jim wusste es nicht, trotzdem legte er seine Rechte instinktiv um den Griff seines Navy Colts. Die Stiefelhügel im Westen waren voll von leichtsinnigen Männern, die der Meinung waren, ihnen drohe keine Gefahr, nachdem man an ihre Türe geklopft hatte.

»Marshal Crown«, sagte der unbekannte Besucher und streckte den Kopf ins Office. »Kann ich kurz hereinkommen, ich müsste dringend mit Ihnen reden.«

»Dann mal los, meine Zeit ist knapp«, entgegnete Crown unwirsch.

Im gleichen Moment wurde die Tür geöffnet.

Der Mann, der nun eintrat, war groß, Ende dreißig und hatte ein arrogantes Gesicht, das von dunklen, undurchdringlichen Augen beherrscht wurde. Er trug einen taubengrauen Anzug, ein weißes Hemd und eine rote Samtweste, über die sich eine goldene Uhrenkette spannte. Seine Füße steckten in einem Paar maßgeschneiderten Stiefeln, die

trotz des Staubs der Straße so blank gewienert waren, dass man sich in ihrem Leder spiegeln konnte.

Obwohl Crown ebenfalls großen Wert auf gepflegte Kleidung legte, war ihm der Mann bereits nach dem ersten Blick so sympathisch wie ein vereiterter Backenzahn.

Er wirkte auf Jim wie ein Geck, allerdings wie einer von der eiskalten Sorte.

»Mein Name ist Baxter«, stellte sich der Fremde vor.  
»Frank Baxter.«

Der Marshal ließ sich nicht anmerken, dass er den Namen bereits kannte.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Entschuldigen Sie, wenn ich um diese Zeit schon störe, aber es ist wichtig. Wissen Sie, ob in den letzten zwei oder drei Tagen ein Mann namens Ben Wentfort in die Stadt gekommen ist?«

»Ich wüsste nicht, warum ich das in meiner Eigenschaft als Town Marshal einem Fremden erzählen sollte.«

»Mir gehört an der Grenze zu Mexiko eine ziemlich große Ranch«, erklärte Baxter. »Ich verdiene mein Geld mit der Aufzucht und dem Verkauf von Rindern. Dieser Wentfort war mein zweiter Vormann.«

»Was heißt ›war‹?«

»Er hat vor einigen Wochen völlig überraschend seinen Job gekündigt. Davor hat er aus meinem Schreibtisch einige Papiere entwendet, die für mich von großem Wert sind. Unterlagen über Geschäftsverbindungen, Einkaufspreise und ähnliche Dinge. Diese Papiere könnten mich, wenn sie in die falschen Hände geraten, ruinieren.«

»Verstehe, aber warum kommen Sie damit zu mir?«

»Wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß, wurde Wentfort

vor einigen Tagen hier in der Gegend gesehen. Es hätte ja sein können, dass er auch hier in der Stadt war. Ich dachte, Sie als Town Marshal könnten mir am ehesten darüber Auskunft geben.«

»Da muss ich Sie leider enttäuschen. Dieser Ben Wentfort war weder in der Stadt, noch habe ich irgendwo hier in der Gegend etwas von ihm gesehen oder gehört.«

Jim Crown wunderte sich, wie glatt ihm diese Lüge über die Lippen kam.

»Aber wenn Sie wollen, kann ich mich ja mal mit dem Sheriff unterhalten. Der weiß eher, was im Land so vor sich geht.«

»Nicht nötig«, sagte Baxter, der es plötzlich eilig hatte. Irgendwie schien ihm die Erwähnung des Sheriffs, der im Gegensatz zu Town Marshal Crown für das gesamte County zuständig war, nicht so recht zu passen.

»Da ich nächste Woche sowieso geschäftlich in der Hauptstadt zu tun habe, werde ich mich dort an den zuständigen US-Marshal wenden. Jetzt will ich Sie nicht mehr länger stören, Sie haben bestimmt noch jede Menge zu tun. Einen schönen Tag noch.«

Danach verließ Baxter das Büro so schnell, wie er gekommen war.

Der Marshal sah noch lange nachdenklich auf die Tür.

\*\*\*

Mit einem energischen Zügelruck brachte Frank Baxter seinen Falben zum Stehen und glitt aus dem Sattel. Die fünf Männer, die etwa zwei Meilen vor der Stadt ihr Lager in einer Bodensenke aufgeschlagen hatten, starrten ihm miss-

mutig entgegen.

Einer von ihnen schüttete den restlichen Inhalt seines Kaffeebechers ins Feuer, richtete sich auf und kam auf ihn zu. Er war ungewöhnlich hager, mit einem Gesicht wie ein Wüstenwolf und grauhaarig.

»Verdammt Frank«, begrüßte er Baxter mit heiserer Stimme. »Nenn mir einen vernünftigen Grund, warum wir uns nicht in der Stadt treffen können? Wir sind seit zwei Wochen hinter Wentfort her und die Jungs wollen endlich mal wieder in einem richtigen Bett schlafen und etwas anderes auf den Teller als Charlys ewigen Bohnenstampf. Von einem anständigen Schluck Whisky oder einem strammen Weiberarsch will ich erst gar nicht reden.«

»Ich sage dir nicht nur einen, sondern zweitausend Gründe«, erwiderte Baxter scharf. »Soviel Scheine lasse ich nämlich springen, wenn ihr mir den Kopf von diesem verdammten Hurensohn vor die Füße legt. Dafür kann ich aber auch verlangen, dass ihr ein paar Opfer bringt. Dazu gehört unter anderem, dass ihr die Stadt vorläufig meidet. Wenn man uns zusammen sieht, wird sich Marshal Crown schon bald für uns interessieren, und damit wäre der Überraschungseffekt, nämlich ein paar Männer, die ich in der Hinterhand habe, sofort weg. Außerdem kennt Ben alle eure Visagen zu genau. Wenn er also merkt, dass ihr ihm zu nahe auf die Pelle rückt, wird er wieder untertauchen. Damit würden allerdings auch die zweitausend Dollar wieder verschwinden, die ich für sein Ergreifen ausgesetzt habe.«

»Und was ist mit dir? Dich kennt er doch auch.«

»Das ist richtig, aber im Gegensatz zu euch gibt es von mir keinen Steckbrief und ich komme mit meiner Reputati-

on als Rancher und Viehzüchter viel eher an Informationen. Aber ich kann euch beruhigen, unsere Reise dürfte zu Ende sein.«

»Hast du ihn geschnappt?«, wollte der Hagere aufgeregt wissen.

»Noch nicht, aber alle Anzeichen sprechen dafür, dass er sich irgendwo in Rath City aufhält. Hört zu, was ich euch jetzt sage. Ich reite zurück und ihr kommt nach und nach hinterher. Jeder wird sich irgendwo anders ein Zimmer nehmen, in Rath City gibt es genügend Hotels und Pensionen. Wir dürfen auf keinen Fall den Eindruck erwecken, dass wir zusammengehören. Dann werden wir in Zweiergruppen abwechselnd jene Orte überwachen, von denen ich überzeugt bin, dass sich Ben dort irgendwo aufhält. Andrew und Mike übernehmen das Haus der Lehrerin, Charly und Pablo das Marshal Office und Joe und ich werden uns um die Arztpraxis von Doc Murphy kümmern.«

Pablo der Mexikaner verzog das Gesicht. »Wie kommst du darauf, dass wir ihn ausgerechnet dort schnappen? Rath City ist eine ziemlich große Stadt, Ben könnte überall sein.«

Baxter lächelte wissend. »Linda Wentfort, die Lehrerin, ist seine Schwester, die bereits in Buffalo Springs sein Grab besucht hat, der Marshal ist ihr Verlobter und Murphy der einzige Arzt in der Stadt. Wenn du zugehört hättest, wüsstest du, dass der Stallbursche in Buffalo Springs ausgesagt hat, dass Ben bei dem Zusammentreffen mit Jack verwundet wurde.«

»Das ist mir bekannt«, entgegnete der Mexikaner spröde. »Ich frage nur deshalb, weil man bei Ben mit allem rechnen muss. Die falsche Fährte nach Mexiko war schon gut, aber die Idee, Jack in das Grab zu legen, damit wir alle denken,

er wäre tot und Jack hätte sich mit den Dokumenten davongemacht, war grandios. Es würde mich daher nicht wundern, wenn er noch so eine Überraschung für uns parat hätte.«

»Das glaube ich nicht. Ich bin mir sicher, dass er hier irgendwo in der Stadt ist und seine Wunden leckt. Soweit ich weiß, hat ihn Jack ordentlich erwischt.«

Während Baxter mit seinen Männern das weitere Vorgehen besprach, betrat Smoky etwa zur gleichen Zeit in seiner üblichen Art das Büro des Town Marshals.

Nachdem er die Eingangstür ohne anzuklopfen aufgerissen hatte, trat er sie, kaum dass er den Raum betreten hatte, wieder mit dem Stiefelabsatz ins Schloss.

Jim zuckte zusammen, hob den Kopf und hatte gerade eine scharfe Erwiderung auf den Lippen, als er sah, wie sein Deputy aufgeregt mit zwei Telegrammformularen wedelte, die er in seiner Rechten hielt.

»Es gibt Ärger!«, behauptete Smoky.

»In der Tat«, erwiderte Crown sichtlich ungehalten.  
»Wenn du es dir nicht bald angewöhnst zu klopfen, bevor du ins Büro kommst, sogar mächtig viel Ärger.«

Smoky legte den Kopf schief. »Schlechte Laune oder was?«

»Nein verdammt!«, erwiderte der Marshal ungestüm.  
»Aber ich habe es langsam satt, dass hier jeder unangemeldet hereinplatzt. Das hier ist ein Marshal Office und kein Saloon, in den jeder hereinkommen kann, wie und wann er will. Hier klopft man an, bevor man eintritt.«

»Das hat dich doch bisher nicht gestört, was ist passiert?«

Der Marshal zeigte auf den Stapel Papiere, unter dessen Last sich der Schreibtisch durchzubiegen schien, und ver-

zog das Gesicht.

»Seit über einer Stunde versuche ich, diesen Berg hier abzuarbeiten, und was habe ich erreicht? Nicht einmal zwei Vorgänge sind erledigt, weil andauernd jemand hier hereinplatzt. Erst löchert mich Reverend O'Keefe wieder einmal damit, warum ich Linda nicht endlich heirate, wahrscheinlich haben ihm die Krähen vom Frauenverein wieder zugesetzt, dann erzählt mir der Doc, Ben Wentfort ist noch nicht ansprechbar, obwohl er mir das keine Stunde vorher schon einmal gesagt hat, danach schnüffelt dieser Baxter hier herum und jetzt platzt auch noch du herein. Habt ihr alle nichts anderes zu tun, als mich von der Arbeit abzuhalten?«

»Nun mal langsam«, ereiferte sich Smoky. »Erstens ist das hier auch mein Arbeitsplatz und zweitens habe ich zwei Telegramme von Church erhalten, die auch dich interessieren dürften. Sie sind von Nolan, dem Marshal von Buffalo Springs.«

Ruckartig hob Crown den Kopf.

»Warum sagst du das nicht gleich?«

»Wie denn, wenn du gleich anfängst, herumzustänkern«, schnappte Smoky brüskiert.

Der Marshal machte eine abwertende Handbewegung und verzog die Mundwinkel.

»Sorry, aber dieser Verwaltungskram wächst mir langsam über den Kopf. Also erzähl schon, was steht in den Telegrammen?«

»Nolan hat herausgefunden, dass dieser Baxter die Leute in der Stadt ausgefragt hat. Dabei war er recht großzügig, was Whisky und Dollars anbelangt, wenn du verstehst, was ich meine. Jedenfalls hat er erfahren, dass Linda einen

Einspanner gemietet und, nachdem sie das Grab ihres Bruders besucht hat, mit diesem Buggy nach Rath City gefahren ist, anstatt ihn wieder in den Mietstall von Buffalo Springs zurückzubringen. Außerdem haben Unbekannte vor zwei Nächten Bens Grab geöffnet. Es würde mich nicht wundern, wenn Baxter dahinter gesteckt hat. Ach ja, er ist übrigens nicht alleine, Nolan schreibt, er hat mindestens fünf Männer bei sich.«

Smoky hatte kaum ausgedet, als der Marshal auch schon aufgestanden war und zum Gewehrständer hinüber lief.

Mit geübtem Griff nahm er eine Parker Gun aus dem Regal, überprüfte sie kurz und warf sie anschließend mitsamt einer Schachtel Patronen, die er aus einer unter dem Gewehrständer befindlichen Schublade entnahm, seinem Deputy zu.

»Was hast du vor?«

»Ich denke, Baxter weiß, dass Ben hier in der Stadt ist, jedenfalls machte er den Eindruck, er könne zwei und zwei zusammenzählen. Wenn er dazu, wie du sagst, noch ein paar Schießer mitgebracht hat, wird es Zeit, dass wir reagieren.«

»Und wie stellst du dir das vor?«

»Du machst dich sofort auf den Weg zu Linda und weichst ihr nicht mehr von der Seite, verstanden? Ich gehe inzwischen los, um mit ein paar Männern zu reden, auf die wir uns im Ernstfall verlassen können. Jemand sollte auch auf Wentfort und Doc Murphy aufpassen, ich werde Mason den Büchsenmacher darum bitten. Ich gebe euch eine Viertelstunde, dann müsset ihr alle auf euren Posten sein. Danach werde ich mich etwas intensiver um diesen Baxter

kümmern.«

\*\*\*

Irritiert hob Linda den Kopf und blickte von ihrem Pult aus nach draußen. Das Lachen, Kreischen und Toben der Schüler auf dem Pausenhof drang an diesem Vormittag nur seltsam gedämpft an ihr Ohr. Überhaupt schien der ganze Unterricht heute irgendwie an ihr vorbeizulaufen. Die Gedanken um das Schicksal ihres Bruders machten ein konzentriertes Lernen mit ihren Schützlingen unmöglich. Auch die Klasse schien es bereits bemerkt zu haben, denn sie war heute wesentlich unruhiger als sonst.

Linda warf einen letzten Blick durch das Klassenzimmer, bevor sie sich aufrichtete.

Ihr Entschluss stand jetzt fest.

Auch wenn es der Schulleitung nicht passen würde, in ihrem Zustand war kein normaler Unterricht mehr möglich. Die Sorgen um Ben verdrängten alles andere.

Sie warf sich ihre Strickjacke über, trat auf den Pausenhof und verkündete mit ernstem Gesicht, dass der Unterricht für heute beendet war. Nach einem Moment absoluter Stille brandete ein Freudengeheul auf, von dem Linda sicher war, es würde bis nach China zu hören sein.

Es dauerte nicht einmal fünf Minuten, dann war sie der einzige Mensch, der sich noch im Schulgebäude aufhielt.

Lächelnd ging sie ins Klassenzimmer zurück, schürte ihre Büchertasche und wischte die Tafel sauber. Sie war dabei so in Gedanken versunken, dass sie die beiden Männer erst in dem Moment erblickte, als diese in den Raum stürmten und sich drohend vor ihr aufbauten.

Linda schrak zurück.

Die beiden Kerle sahen alles andere als vertrauenerweckend aus. Sie war inzwischen lange genug an der Seite von Jim Crown, um einen Halunken an der Nasenspitze zu erkennen.

Der größere der beiden Männer trug eine dunkle Hose und eine Offiziersjacke der Konföderierten, an denen die Rangabzeichen entfernt waren. Er hatte ein kaltes, verschlossenes Gesicht und seine Rechte lag ständig auf dem Griff seines Revolvers. Der andere Kerl mochte um die fünfzig Jahre alt sein. Er war kaum mehr als mittelgroß, hatte einen ungepflegten, struppigen Schnauzbart und starrte Linda lüstern an. Dabei grinste er ständig und fuhr sich unentwegt mit der Zunge über die Lippen.

»Na Andrew, ist das nicht ein hübscher Vogel?«

Der Mann mit der Offiziersjacke schüttelte den Kopf.  
»Vergiss es, Mike, du weißt, warum wir hier sind.«

»Was ... was wollen Sie von mir?«, stotterte Linda.

Eine böse Ahnung, fast schon Gewissheit, stieg in ihr auf. Ohne sie zu kennen, wusste sie instinktiv, dass dies die Männer waren, die ihren Bruder suchten. Verzweifelt warf sie den Kopf herum, ohne Hilfe zu entdecken.

Als sie versuchte zurückzuweichen, sprang der Schnauzbärtige vor und packte sie an den Oberarmen. Sein Atem ließ eine Wolke aus Alkohol entstehen. Linda empfand Übelkeit und würgte. Als sie das Gesicht zur Seite drehte, schüttelte der Mann den Kopf.

»Na, na, na, wer wird denn Angst vor dem lieben Mike haben. Glaub mir, wenn ich es dir erst einmal auf dem Lehrerpult besorgt habe, wirst du merken, dass ich eigentlich ein feiner Kerl bin.«

Linda stöhnte gequält auf.

In diesem Moment trat der Mann mit der Offiziersjacke neben sie und hielt ihr warnend seinen Zeigefinger vor Augen.

»Hören Sie gut zu, Miss, denn was ich jetzt sage, sage ich nur einmal. Ich wiederhole mich nicht, verstanden?«

Linda nickte stumm.

»Okay, also, wo ist Ihr Bruder?«

»Überlegen Sie genau, was Sie sagen«, fügte der Mann nach einigen Sekunden hinzu. Ansonsten überlasse ich Sie Mike. Seine Spezialität ist es, Frauen zuzureiten, wenn Sie wissen, was ich meine. Wie ich gehört habe, sollen manche danach so wund gewesen sein, dass sie vier Wochen lang nicht sitzen konnten.«

Der mit Mike Angeredete stieß ein meckerndes Lachen aus und presste Lindas Rechte, obwohl sie sich mit aller Kraft dagegen wehrte, auf die Ausbuchtung in seinem Schritt.

»Na Baby, fühlst du schon, wie groß er wird? Wenn ich will, bleibt er zwei Tage hart!«

Linda spürte, dass sie kurz davor war, das Bewusstsein zu verlieren. Die Welt um sie herum begann sich zu drehen.

Sie hörte die Stimme des Mannes mit der Uniformjacke, die immer lauter und fordernder wurde, und spürte gleichzeitig, wie etwas unter ihrer rechten Hand immer größer wurde.

Genau in diesem Moment erfüllte ein metallisches Knacken den Raum, ein Geräusch, das immer dann erklang, wenn jemand den Abzug einer Waffe spannte.

»Streckt die Hände hoch und stützt den Himmel, oder bei

Gott, ich schieß euch beiden die Eier ab!«

Linda hatte sich noch nie mit der brachialen und direkten Wortwahl von Smoky anfreunden können, aber als sie in diesem Moment seine Stimme vernahm, kamen ihr fast die Tränen.

Die Kinnladen der Männer klappten beinahe gleichzeitig herunter.

Ihre Augen wurden groß wie Spiegeleier und ihre Gesichtshaut färbte sich aschgrau.

Bevor Mike und Andrew reagieren konnten, hatte sich Linda aus ihrem Griff befreit und sprang an die Seite von Smoky.

»Ihr gottverdammten Schweine, alleine dafür, dass ihr eine wehrlose Frau angegriffen habt, sollte man euch hängen. Ich freue mich jetzt schon auf eure Gesichter, nachdem ich Marshal Crown erzählt habe, wie ihr mit seiner Verlobten umgesprungen ...«

Smoky brach ab, als der Mann, der Mike genannt wurde, zu seiner Waffe griff.

Sein Zeigefinger krümmte sich um den Abzug der Parker Gun.

Ein Schuss krachte, dessen urwelthaftes Donnern die Wände des Klassenzimmers erzittern ließ. Linda hörte die Schrotladung in Mikes Körper einschlagen. Der Mann taumelte rückwärts, sein Brüllen war fast schon animalisch. Er ruderte mit beiden Armen, um das Gleichgewicht zu halten, und fiel schließlich doch rücklings zu Boden.

Pulverdampf zog in stinkenden Schwaden durch den Raum, als Smoky den zweiten Hahn der doppeläufigen Parker spannte und mit der Mündung auf Andrews Kopf zielte.

»Los, du verdammter Bastard, gib mir einen Grund, noch mal abzudrücken.«

\*\*\*

Marshal Crown war gerade im Begriff, sein Office zu verlassen, als er mitten in der Bewegung erstarrte. Das Donnern von Smokys Parker Gun raubte ihm für Sekunden den Atem. Nicht, dass ihn der Knall der Schrotflinte besonders erschreckte, er hatte ihren Klang schon des Öfteren gehört, vor allem an den Wochenenden, wenn es die Treibherdenmannschaften in den Saloons wieder einmal übertrieben hatten. Es war vielmehr die Richtung, aus der der Schuss gekommen war, die ihn entsetzte.

Jim musste den Kopf nicht drehen, um zu wissen, das sich dort, wo Smoky die Parker abgefeuert hatte, die Schule befand, in der Linda Unterricht gab. Mit einem Satz war er auf der Straße und wollte schon loslaufen, als ein warnender Ruf in seinem Rücken erscholl.

»Hände hoch und hiergeblieben, Marshal!«

Crown zuckte jäh zusammen.

»Los, streck sie hoch«, schrie jemand schrill und beinahe geifernd. »Oder wir schießen!«

Danach ertönte das metallische Knacken von Gewehrhänen.

Crown erstarrte, zog die Rechte vom Kolben seines Navys zurück und drehte sich langsam um. Bereits aus den Augenwinkeln heraus hatte er die Sinnlosigkeit jeglicher Gegenwehr erkannt. Die Art, wie die beiden Männer hinter ihm ihre Gewehre in den Händen hielten, zeigte ihm, dass sie ihre Waffen beherrschten und mit Sicherheit in der Lage

waren, blitzschnell und vor allem präzise zu feuern. Die Positionen der beiden Laufmündungen hatten sich, seit sie auf ihn zeigten, um keinen Millimeter verschoben.

»Was soll die Scheiße, Jungs?«, sagte Crown sanft aber bestimmt. »Wisst ihr nicht, dass ich der Town Marshal bin? Also steckt eure Kanonen wieder ein und trollt euch, bevor ich böse werde.«

Einer der beiden Gewehrträger, eine Vogelscheuche aus Haut und Knochen, lachte meckernd.

»Ich glaube kaum, dass du uns in deiner jetzigen Situation irgendwelche Befehle erteilen kannst. Also halt jetzt einfach mal dein Maul und tu, was wir dir sagen.«

Noch bevor Crown antworten konnte, kam ein Mann über die Straße gelaufen.

Ein Schuss krachte, bevor die Vogelscheuche reagieren konnte.

Die Kugel schlug in seine linke Schulter, knapp unterhalb des Schlüsselbeins. Er wurde herumgerissen, taumelte gegen seinen Partner und ging brüllend in die Knie. Das Gewehr glitt ihm aus der Hand und fiel in den Staub der Straße.

Inzwischen hatte Crown den Revolver aus dem Holster und zielte auf den anderen.

Der Mann, ein Mexikaner mit einem großen Hut, reckte die Arme hoch und schüttelte heftig den Kopf. Sein Gesicht war totenbleich.

Crown warf einen Blick auf den heranlaufenden Mann, der geschossen hatte, und grinste.

Pete McCoys Gesicht war beinahe so rot wie seine Haare.

Crown konnte sich nicht erinnern, den irischen Schmied jemals so rennen gesehen zu haben. Sein Grinsen wurde

noch um einiges breiter, als er die Straße entlang sah und überall bewaffnete Bürger entdeckte, die in den Fenstern, Türen und Toreinfahrten ihrer Häuser standen. Das Wissen darum, dass die Bewohner von Rath City hinter seinem Marshal standen, tat ihm gut.

Gleichzeitig ging drüben im Schulhaus die Tür auf.

Ein Mann in der Jacke eines konföderierten Offiziers taumelte mit erhobenen Händen aus dem Haus, gefolgt von Smoky und Linda.

Crown ließ die Hand mit dem Colt sinken.

In diesem Moment wusste er, dass Baxter in dieser Stadt erledigt war.

Die Frage war nur: Wo war Baxter?

\*\*\*

Ben Wentfort öffnete die Augen und sah Doc Murphy neben sich im Zimmer sitzen.

Der Arzt döste auf einem Lehnstuhl am Fußende des Bettes, die Beine ausgestreckt und die Hände vor dem Bauch verschränkt. Er hatte die Augen geschlossen und den Mund geöffnet und gab Geräusche von sich, die klangen, als würde der Inhalt einer Kaffeekanne überkochen und auf die heiße Herdplatte tropfen. Ächzend stemmte sich Ben auf die Ellbogen und lehnte sich mit dem Rücken gegen das Bettgestell aus Messing. Sein Gesicht glühte, er hatte Fieber und einen ausgetrockneten Mund. Auf einem Beistelltisch neben seinem Bett stand eine Karaffe mit Wasser.

Vorsichtig streckte Ben seine Hand danach aus.

In diesem Moment krachten draußen auf der Straße Schüsse.

Doc Murphy erwachte mit einem Grunzen und fiel fast vom Stuhl. Er blinzelte zunächst verwirrt, aber als sein Blick auf Ben fiel, verriet sein Gesichtsausdruck, dass er die Situation realisiert hatte.

»Draußen wird geschossen«, stellte er mürrisch fest. »Was zum Teufel hat das zu bedeuten?«

Ben wollte gerade zu einer Erklärung ansetzen, als jemand die Haustür mit Brachialgewalt auftrat. Dann kamen Frank Baxter und ein weiterer Mann, von dem Ben nur wusste, dass er Joe hieß, in das Zimmer gestürmt.

Beide hielten ihre Revolver in den Händen.

»Hallo Ben«, sagte Baxter, während sein Partner den Arzt mit der Waffe in Schach hielt.

»Für einen Toten siehst aber du noch ziemlich lebendig aus, oder bist du am Ende gar nicht tot? Ist das Grab mit dem Kreuz, auf dem dein Name steht, am Ende nur ein Trick?«

»Rede nicht so einen Scheiß daher.« Ben Wentforts Stimme klang wie gesprungenes Glas.

Er hatte sich fast drei Tage lang mit einer Kugel im Leib herumgequält und war deshalb nicht in der Stimmung für Baxters Scherze.

»Sag, was du willst, und dann verschwinde von hier!«

Frank Baxter setzte sich neben Ben aufs Bett und musterte ihn mit blitzenden Augen. Sein Gesicht glich inzwischen einer starren Maske, aus der jede Freundlichkeit gewichen war.

»Wo sind die Papiere?« Baxter sprach leise, doch der drohende Unterton in seiner Stimme war nicht zu überhören.

»Was für Papiere?«

Mit einem Satz war Baxter wieder auf den Beinen, hob

seinen Colt und richtete die kreisrunde Mündung der Waffe genau auf Bens Stirn.

»Hör zu, du verdammter Bastard«, keuchte er aufgebracht. »Ich bin weder in der Stimmung, mir deine Lügen anzuhören, noch habe ich Zeit dafür. Du sagst mir jetzt sofort, wo du die Papiere versteckt hast, oder ...«

Baxter sprach das letzte Wort dabei so gedehnt aus, dass sich selbst ein Unbeteiligter an den Fingern abzählen konnte, was danach folgen würde.

»Oder was, Mister?«, fragte eine fremde Stimme.

Zwei, drei spannungsgeladene Sekunden hing die Frage in dem Raum. Langsam wandte Baxter den Kopf.

»Wer zum Teufel sind Sie?«

Trotz seiner Schmerzen und der misslichen Lage, in der er sich befand, musste Ben unweigerlich grinsen. Zum ersten Mal, seit er Baxter kennengelernt hatte, war die Arroganz aus seinem Tonfall verschwunden. Ein leiser Klang von Unsicherheit schwang in seiner Stimme mit, als er den Sprecher betrachtete, der auf der Schwelle zum Behandlungszimmer stand.

Der Mann, ein hagerer Endvierziger mit sandblonden Haaren und eisblauen Augen, zeigte seine Zähne und ließ die Rechte über dem Griff seines Revolvers schweben, der in seinem Hosenbund steckte.

»Ich habe Sie zuerst gefragt«, sagte er trocken.

Baxters Augen wurden klein und kalt.

»Verschwinde, du Stadtfrack, das hier ist eine Sache unter Männern.«

Er hatte kaum ausgedet, als er herumwirbelte und den Colt hochnahm.

Aber der Mann an der Tür war schneller. Der schwere Re-

volver schien von allein aus seinem Gürtel zu springen. Keiner der Anwesenden im Raum hätte ihm solch eine schnelle Reaktion zugetraut.

Die Schüsse krachten gleichzeitig.

Baxter wurde vom Aufprall der Kugeln fast aus den Stiefeln gehoben. In seinen Augen paarte sich grenzenloses Erstaunen mit nacktem Entsetzen, während er rücklings durch das Zimmer stolperte. Blut pulste aus zwei großen Wunden in seinem Oberkörper.

Im gleichen Moment wurde Joe, der Mann, der mit ihm in die Praxis gekommen war, erschossen, als er seine Waffe auf Doc Murphy richtete.

Ben Wentfort hatte trotz seiner Verletzung die ganze Zeit über seinen Revolver neben sich liegen. Als er sah, wie der Arzt bedroht wurde, feuerte er einfach durch die Bettdecke.

\*\*\*

Der Prozess gegen Bakers Bande dauerte keine zwei Wochen. Dann waren der Rest der Männer im Gefängnis und der Waffenring zerschlagen.

Ben Wentfort verließ Rath City zwei Wochen später.

Er wusste einfach zu viel über diese Angelegenheit und er wollte nicht, dass der Name seiner Schwester ständig ins Spiel gebracht wurde, wenn die Leute ihn sahen.

Die Geschichte geisterte selbst nach vierzehn Tagen immer noch durch sämtliche Zeitungen des Landes, was ihn nicht weiter verwunderte. Schließlich waren an der Sache einige ranghohe Armeeoffiziere, Bankiers und sogar Senatoren beteiligt.

Linda und Jim sahen ihm vom Vorbau des Marshal Offi-

ces nach, als er nach Norden ritt.

»Jim?«, fragte sie schließlich. »Werden wir ihn eines Tages wiedersehen?«

Crown dachte einen Augenblick lang nach. »Einige Männer finden nie Ruhe. Sie reiten immer weiter, bis sie zum Ende ihres Regenbogens kommen. Dein Bruder ist einer von ihnen, ihn hält es nie lange am gleichen Ort.«

»Meinst du, ich werde ihn nicht mehr wiedersehen?«

Der Marshal zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht. Ben wusste es bis kurz vor seiner Abreise ja selbst nicht, und wenn er es nicht weiß, wer dann?«

Inzwischen hatte Ben die Stadt verlassen und war nicht mehr zu sehen. Nur das schwache Pochen seines Hufschlags war noch zu hören, doch nach einer Weile war auch das verklungen.

Linda seufzte und drehte sich um.

Ende